

DELPHINE
HORVILLEUR

MIT DEN
TOTEN LEBEN

HANSER  BERLIN

DELPHINE
HORVILLEUR

MIT DEN
TOTEN LEBEN

HANSER  BERLIN

Über das Buch

Dass zum Leben der Tod gehört, ist die älteste und am konsequentesten verdrängte Wahrheit der Welt. Umso größer ist das Bedürfnis nach Ritualen und spiritueller Begleitung, wenn wir damit konfrontiert sind – unabhängig von jedem Glauben. In ihrem sehr persönlichen Essay gewährt Delphine Horvilleur Einblicke in ihre Aufgabe als Rabbinerin, Tag für Tag Menschen in dieser Situation beizustehen. Dabei erweist sie sich als Geschichtenerzählerin, der es gelingt, die Sphären des Lebens und des Todes mit der Kraft des Wortes zu überbrücken. Horvilleur schöpft aus dem Schatz der jüdischen Kultur, aber auch aus ihren eigenen Erfahrungen als Frau, als Mutter, als Tochter. Mit den Toten leben ist ein Buch, das vom Tod erzählt und das Leben feiert.



Delphine
Horvilleur

Mit den Toten leben

Aus dem Französischen von Nicola Denis
Hanser Berlin

*Im Gedenken an meinen Großvater, Nathan Horvilleur
Und für Samuel, Ella und Alma, die mich immer wieder
zurück ins Leben holen*

Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt,
damit du das Leben erwählst.

Deuteronomium 30:19

Das Leben ist die Gesamtheit der Funktionen, die den Tod
zu nutzen verstehen.

Henri Atlan

Wenn es den Tod nicht gäbe, würde das Leben seine Komik
einbüßen.

Romain Gary

Inhalt

AZRAEL

ELSA

MARC

SARAH UND SARAH

MARCELINE UND SIMONE

ISAAKS BRUDER

ARIANE

MYRIAM

MOSE

ISRAEL

EDGAR

ANMERKUNGEN

AZRAEL

»Leben und Tod Hand in Hand«

Unmittelbar vor einer Zeremonie auf dem Friedhof klingelt mein Handy.

»Ich kann gerade unmöglich sprechen. Ich rufe dich sofort nach der Beerdigung zurück ...«

Diese Szene hat sich so häufig wiederholt, dass meine Freunde sich inzwischen darüber lustig machen. Wenn sie mich anrufen, erkundigen sie sich oft zum Spaß, wer denn heute gestorben sei und wie es mit meinem Leben auf dem Friedhof stehe. Meine regelmäßige Anwesenheit an einem Ort, den viele Menschen nie oder fast nie aufsuchen, trägt mir immer wieder ein Verhör ein: »Macht es dir denn gar nichts aus, ständig mit dem Tod umzugehen? Ist das nicht zu hart, so vielen Hinterbliebenen beizustehen?«

Ich habe mir über die Jahre zahllose ausweichende Antworten zurechtgelegt: »Nein, nein, alles in Ordnung, man gewöhnt sich daran.« — »Doch, doch, es ist furchtbar, und es wird mit der Zeit auch nicht besser.« — »Es kommt sehr auf den Tag und die jeweilige Situation an.« — »Gute Frage, danke, dass ihr sie mir gestellt habt.«

In Wirklichkeit habe ich keine Ahnung. Ich weiß nicht, wie der Tod auf die Lebenden wirkt, die mit ihm konfrontiert sind oder ihn begleiten. Ich bin außerstande zu sagen, welchen Einfluss er auf mich hat, da ich nicht weiß,

wer ich heute wäre, wenn ich mich bewusst von ihm ferngehalten hätte.

Ich weiß hingegen, dass ich mir im Laufe der Zeit bestimmte Rituale und Gewohnheiten — für manche sind es Beschwörungsgesten oder Zwangsstörungen — zugelegt habe, die mir gewissermaßen helfen, seinen Platz in meinem Leben zu begrenzen.

So habe ich es mir zum Beispiel angewöhnt, vom Friedhof aus nie sofort nach Hause zu fahren. Nach einer Beisetzung verordne ich mir immer einen Abstecher über ein Café oder ein Geschäft. Ich errichte eine symbolische Sicherheitsschleuse zwischen dem Tod und meinem Zuhause. Es kommt nicht in Frage, ihn mit heimzunehmen. Ich muss ihn um jeden Preis abschütteln, woanders lassen, neben einer Kaffeetasse, in einem Museum oder einer Umkleidekabine, muss mich vergewissern, dass er meine Spur verliert und meine Adresse nicht ausfindig machen kann.

In der jüdischen Tradition gibt es Tausende von Erzählungen, in denen der Tod als Verfolger auftritt, sich aber fortjagen und abhängen lässt. Zahlreiche Legenden stellen ihn als Engel dar, der unsere Häuser aufsucht und unsere Städte durchstreift.

Diese Gestalt hat sogar einen Namen: Azrael, der Todesengel. Es heißt, dass er mit einem Schwert in der Hand um die Menschen herumschleicht, auf die er es abgesehen hat. Abergläubische Berichte, die zu originellen Bräuchen geführt haben. In vielen jüdischen Familien gibt

man zum Beispiel jemandem, der krank wird, einen anderen Vornamen. Mit seiner veränderten Identität soll er das überirdische Wesen, das ihn zu holen droht, in die Irre führen. Stellen Sie sich vor, dass der Todesengel bei Ihnen klingelt und nach einem gewissen Mosche fragt. Sie brauchen nur zu antworten: »Tut mir leid, hier wohnt kein Mosche. Sie sind bei Salomon.« Und der Engel wird sich kleinlaut für die Störung entschuldigen und von dannen ziehen.

Auch wenn wir über diese Taktik möglicherweise lächeln, spiegelt sie doch eine tiefere Wahrheit wider. Es gehört zum Wesen des Menschen zu glauben, er könne sich den Tod vom Leib schaffen, Schutzwälle und Erzählungen um ihn herum konstruieren, ihn listig fernhalten; sich einzureden, dass ihm bestimmte Rituale oder Worte diese Macht verleihen.

Die moderne, technisch hoch perfektionierte Medizin hat ihre eigenen Methoden entwickelt. Heutzutage hält sich der Todesengel tatsächlich von unseren Häusern fern, er wird, bevorzugt außerhalb der Besuchszeiten, in Krankenhäuser, Kliniken, Seniorenheime oder Palliativstationen gebeten. Man meint, er habe nichts mehr bei uns zu suchen. Immer weniger Menschen sterben zu Hause als müssten die Lebenden vor einer lästigen Krankheit geschützt werden.

Ich denke oft an diese räumliche Aufteilung, vor allem, wenn ich durch Paris laufe und die Gedenktafeln an den

alten Häusern sehe. Hier ist ein Herr Soundso gestorben, dort irgendeine Berühmtheit. Heutzutage wissen wir nur selten, wenn jemand von unseren Hausmitbewohnern im Sterben liegt, und wir vermeiden es tunlichst, daran zu denken, wer wohl eines Tages in unserem Schlafzimmer gestorben sein mag. Der Tod gehört in einen gesonderten Bereich, und man glaubt, ihn zum Rückzug zu zwingen, indem man sein Gebiet umgrenzt.

Manchmal aber erinnert uns die Geschichte mit ihren Überraschungsszenarien daran, wie beschränkt unsere Macht trotz unserer Erzählungen und Taschenspielertricks ist.

2020 hat der Todesengel überall auf der Welt beschlossen, uns heimzusuchen, an die Tür aller Kontinente zu pochen. Während ich diese Zeilen schreibe, lässt er sich noch immer nicht abwimmeln. Zwar erreicht der Tod auch die Corona-Patienten vor allem im Krankenhaus und auf der Intensivstation, weit weg von zu Hause doch er gibt uns unmissverständlich zu verstehen, dass er jederzeit in unser Leben einbrechen kann. Die Angst, er möge einen Angehörigen treffen, in unser Territorium vordringen, ist plötzlich greifbar. Der Engel, den wir fernhalten wollten, erhebt Anspruch auf einen Platz in unserem Leben und unserer Gesellschaft. Er kennt unseren Namen und unsere Adresse, er lässt sich nicht hinters Licht führen.

Auch die Bestattungsriten und die Trauerbegleitung sind durch die Pandemie erschüttert worden. Wie alle, die Sterbenden zur Seite stehen, habe ich in den vergangenen

Monaten Situationen erlebt, die mir bisher unvorstellbar erschienen waren.

Besuche am Krankenbett, bei denen Masken und Handschuhe die Sterbenden um ein Gesicht, ein Lächeln oder eine tröstende Hand bringen; die Einsamkeit, die unseren Senioren zugemutet wird, um sie vor einem Tod zu schützen, der sie trotz allem, dann jedoch mutterseelenallein, ereilen wird; Beerdigungen im engsten Familienkreis, mit streng reglementierter Teilnehmerzahl, bei denen man den Trauernden eine Umarmung oder einen Händedruck verweigert.

Eines Tages, ganz zu Anfang des Lockdowns, rief mich eine Familie an. Die Angehörigen standen ohne jede Begleitung vor dem Sarg des Vaters auf dem Friedhof. Sie hatten keine Freunde dazugebeten, weil sie niemanden gefährden wollten. Sie kannten allerdings kein einziges jüdisches Gebet und baten mich, ihnen aus der Ferne zu helfen. Also murmelte ich am Telefon die entsprechenden Sätze, die sie laut wiederholten. Zum ersten Mal in meinem Leben zelebrierte ich eine Beerdigung in meinem Wohnzimmer, für eine Familie, die ich noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Als das Gespräch vorbei war, wusste ich, dass es keine Sicherheitsschleusen mehr gab. Der Tod war einfach so, ohne Erlaubnis, in unsere Lebensräume eingedrungen.

Er hatte unsere Adressen gefunden und sich bei uns eingeschlichen, in unsere Familien und in unsere Köpfe. Er rief uns in Erinnerung, dass er schon immer da gewesen war, dass er uneingeschränkt mit dazugehörte und unsere Macht lediglich darin bestand, die Worte und Gesten zu

wählen, die wir im entscheidenden Moment zu Hilfe nehmen würden.

Jene Worte zu finden und jene Gesten zu beherrschen ist das Herzstück meiner Arbeit.

Seit Jahren versuche ich Menschen, die mich danach fragen, zu beschreiben, was ich eigentlich tue.

Was bedeutet es, Rabbinerin zu sein? Ich muss natürlich Gottesdienste zelebrieren, Menschen begleiten und unterweisen, Texte übersetzen, damit andere sie lesen können, in jeder Generation den Stimmen einer Tradition Gehör verschaffen, die ihrerseits weitergegeben werden will. Doch im Laufe der Jahre habe ich den Eindruck gewonnen, dass der Beruf, der meinem am nächsten ist, der einer Geschichtenerzählerin ist.

Meine Aufgabe ist es, etwas erzählen zu können, was schon tausend Mal gesagt worden ist, aber eine dieser Geschichten dem, der sie zum ersten Mal hört, neu zu erschließen. Ich stehe Frauen und Männern bei, die in den entscheidenden Momenten ihres Lebens das Bedürfnis nach Erzählungen haben. Diese althergebrachten Geschichten sind nicht nur jüdisch, ich gebe sie auch in der Sprache dieser Tradition wieder. Sie schlagen Brücken zwischen den Epochen und Generationen, zwischen denen, die waren, und denen, die sein werden. Unsere heiligen Erzählungen knüpfen eine Verbindung zwischen den Lebenden und den Toten. Zur Rolle eines Geschichtenerzählers gehört, neben der Tür zu stehen und dafür zu sorgen, dass sie offen bleibt

So stellt sich abermals die Frage nach Räumen und Trennungen. Wir glauben gerne, dass die Wände undurchlässig und Leben und Tod sauber voneinander getrennt sind, dass Lebende und Tote einander nicht begegnen müssen. Und wenn sie in Wirklichkeit nichts anderes täten?

Ich erinnere mich an die Situation, in der ich zum ersten Mal einen Toten gesehen habe. Es war in Jerusalem, und es handelte sich um eine Frau. Ich studierte damals Medizin, und unser Semester war der Anatomie gewidmet. Nach der Theorie mussten wir mehrere Wochen im Sezierraum verbringen. Jeder von uns bekam einen Platz zugewiesen, also einen Tisch, auf dem jemand lag, der seinen Körper der Wissenschaft zur Verfügung gestellt hatte. Ich erinnere mich an den penetranten Formalingeruch, an die Körper, die wir untersuchten, an alle Organe, Muskeln und Nerven.

Wohl um uns in emotionaler Hinsicht zu schützen, um die Angst und unsere Befürchtungen auf Abstand zu halten, betrachteten wir diese Körper nicht mehr als intakte Organismen und koppelten die anatomischen Details, die wir aufmerksam beobachteten, voneinander ab. Alles musste exakt mit den Einzelheiten des Lehrbuchs übereinstimmen, die wir uns akribisch eingeprägt hatten.

In einer der Sitzungen sollten wir die Anatomie der Hand studieren und uns vergewissern, dass wir alle Bänder erkennen, dass wir Arterie und Ellenerv, Kubitalvene und Beugemuskel auseinanderhalten konnten. Als ich das Laken von dem Körper zog, den ich schon seit Tagen

sezierte, spürte ich, wie mir übel wurde. Auf den gefeilten, nach dem Tod sicher noch weitergewachsenen Fingernägeln dieser Frau, die ihren Körper der Wissenschaft zur Verfügung gestellt hatte, schimmerte ein eleganter rosa Nagellack.

Sie hatte ihn offensichtlich erst kurz vor ihrem Tod aufgetragen. Die letzte Schicht mochte gerade erst getrocknet sein, als Azrael mit gezogenem Schwert an ihre Tür geklopft hatte, um dieser Frau mit den sorgfältig manikürten Händen das Leben zu nehmen. Der Anblick erschütterte mich. Ich glaube, dass mir in diesem Moment eine Realität, etwas Offenkundiges ins Auge sprang, das wir Medizinstudenten uns auszusprechen weigerten: Jeder dieser seziierten Körper erzählte vom Leben einer Frau oder eines Mannes, von einem komplizierten, bewegten Leben, einem Leben voller Tiefgang und Oberflächlichkeit, in dem womöglich an ein und demselben Tag die Entscheidung getroffen wurde, einen Beitrag zur Wissenschaft zu leisten und sich die Fingernägel zu lackieren.

In diesem Sezierraum der medizinischen Fakultät berührten sich der Tod und das Leben an den Fingerspitzen einer Frau, die ich auf einmal mit anderen Augen sah. Und mir kam ein berühmtes Diktum in den Sinn, von dem ich erst jetzt begriff, wie viel Weisheit in ihm steckt: »Fünf Minuten vor ihrem Tod lebte sie noch.«

Dieser Ausspruch bestätigt in aller Deutlichkeit, dass sich das Leben, selbst wenn der Tod unvermeidlich ist, seine

Macht nicht entziehen lässt. Es drängt sich bis zum Augenblick unseres Ablebens auf, scheint dem Tod bis zum Schluss bedeuten zu wollen, dass ein Miteinander noch immer möglich ist.

Womöglich existiert dieses Miteinander schon lange vor dem Tod. Ohne dass wir uns dessen bewusst wären, halten sich Leben und Tod beständig an den Händen und tanzen miteinander.

Ich erkannte diesen Reigen während meines Medizinstudiums in einem Buch. Die Beschäftigung mit der Biologie der menschlichen Hand hatte etwas Verstörendes. Als bei der Vorlesung zur Embryogenese die einzelnen Entwicklungsstadien des Lebens in der Gebärmutter durchgenommen wurden, entdeckte ich, dass unsere Finger, so wie viele andere Organe auch, aus dem Zelltod entstehen. Unsere Hand entwickelt sich zunächst in Form einer Flosse ohne Spalten, bevor erst viel später im Evolutionsprozess die dazwischenliegenden Zellen zerstört und die einzelnen Finger ausgebildet werden. Anders gesagt: Unser Körper erhält seine Form durch das Absterben der Elemente, die ihn konstituieren. Das trifft nicht nur auf unsere Finger zu, sondern auch auf zahlreiche andere Organe wie Herz, Darm oder Nervensystem. Sie können nur deshalb ihre Funktionen erfüllen, weil in ihnen ein Leerraum geschaffen wurde. Erst das Verschwinden eines Teils ihrer selbst macht diese Organe funktionstüchtig. Insofern verdanken wir das Leben dem Tod, der in ihm wirksam gewesen ist.

Mit diesem faszinierenden Phänomen, der sogenannten Apoptose, hat sich der herausragende Forscher und Geschichtenerzähler Jean-Claude Ameisen beschäftigt. Der Name für den programmierten Zelltod in unserem Körper stammt aus dem Griechischen und bedeutet »abfallen«. Er bezeichnet auch das Abfallen der Blätter im Herbst.

Und so vergehen die Jahreszeiten des Lebens: Bäume und Menschen können nur weiterleben, wenn der Tod sie heimsucht. Der Frühling kommt für alle, die die Apoptose überwunden haben, er hat dem Tod die Möglichkeit seiner Wiederkehr überlassen. Auch die aktuelle Krebsforschung vertritt diesen Standpunkt: Die Zellen, in denen das Leben außer Kontrolle gerät, die sich dem Tod verweigern und eine ewige Vitalität anstreben, verwandeln sich in Tumorzellen. Der Überschuss an Leben wird uns zum Verderben, der verhinderte Tod zum Verhängnis. Nur wenn Leben und Tod sich an den Händen halten, kann die Geschichte weitergehen.

Ich habe mich mit Anatomie, Biologie und Embryogenese befasst, bin jedoch weder Ärztin noch Forscherin geworden. Letztlich habe ich entschieden, die Lebenden auf andere Weise zu begleiten.

In meinem Beruf als Rabbinerin scheint mir, dass sich das, was ich von der Biologie und den Biowissenschaften gelernt habe, auch anders übersetzen lässt; das Wissen über den Körper führt einen Dialog mit den Erzählungen, die ich in mir trage. Die Biologie hat mich gelehrt, wie eng der Tod zum Leben gehört. Mein Beruf zeigt mir Tag für Tag, dass es in unserer Hand liegt, auch das Gegenteil

wahr zu machen und dem Leben einen Platz im Tod einzuräumen. Dafür müssen wir von den Verstorbenen erzählen, Worte finden, die sie uns länger erhalten als Formalin. Immer wenn ich auf dem Friedhof mein Amt ausübe, versuche ich, diesen Platz weiter wachsen zu lassen — mithilfe von Geschichten, die sich unauslöschlich in uns einbrennen und die Toten bei den Lebenden verweilen lassen.

Das vorliegende Buch vereint einige dieser Lebensgeschichten, die ich erzählen durfte; Trauerfälle, die ich erleben musste oder begleiten konnte. Manche Einzelheiten wurden abgewandelt, um das Privatleben der Hinterbliebenen zu schützen, andere wiederum entsprechen voll und ganz der Wirklichkeit und wurden mit dem Einverständnis der Familien niedergeschrieben. All diesen Frauen und Männern, denen ich beigestanden habe, egal ob ihre Geschichte auf diesen Seiten erscheint oder nicht, gilt meine grenzenlose Dankbarkeit, und ich wiederhole, welche Ehre es mir war, Hand in Hand an ihrer Seite gestanden zu haben.

ELSA

»Im Haus der Lebenden ...«

»Also, erzählen Sie ...!«

Mit diesen Worten begann sie jede Sitzung und lud ihre Patienten ein, die Analyse fortzusetzen so wie man den Faden einer Erzählung weiterspinnnt. Elsa Cayat liebte Geschichten. Sie verstand es, zu erzählen, zu schreiben und zuzuhören.

Der folgenden Geschichte, die gleich nach ihrem Tod einsetzt, konnte sie nicht mehr lauschen. Wie gerne würde ich ihr berichten, was danach passiert ist, ihr sagen, wohin unser Kummer uns getragen hat — immerhin kann ich mir ausmalen, wie sie diese zusammenhanglose Erzählung analysiert hätte.

Es ist Donnerstag, der 15. Januar 2015, zwölf Uhr mittags. Eine riesige Menschenmenge wartet bereits am Eingang des Cimetière de Montparnasse. Totenstille. Unsere verstummten Stimmen bringen das Schweigen einer ganzen Nation zum Ausdruck. Seit einer Woche sind uns die Worte abhandengekommen.

Am vergangenen Mittwoch haben Gewehrsalven die Zeit zerrissen, um eine Erinnerung in ihr festzuschreiben. Jeder weiß ganz genau, wo er sich befand, als ihn die Nachricht ereilte, alle wissen noch, welche Gespräche der Tod unterbrochen hat.

In ein paar Minuten beginnt die Trauerfeier. Journalisten, die über die Beisetzung der »Charlie-Psychoanalytikerin« berichten wollen, warten mit ihren Kamerateams vor dem Friedhof.

Ich schlängele mich zwischen den bekannten oder anonymen Körpern hindurch, um ihre Familie ausfindig zu machen. Schnell merke ich, dass es natürlich nicht nur eine ist: die eigentliche Verwandtschaft und die Zeitungsfamilie, die Patienten und die Unmengen von Freunden, und nicht zuletzt die Familie der Leser, die dank ihrer Bücher zu Angehörigen geworden sind. Auf diesem Friedhof existieren unversöhnliche und untröstliche Welten nebeneinander, trauernde Kinder, die ihr Schicksal an das vergossene Blut geknüpft haben, an das Blut einer Zeitungsredaktion, das Blut der Kunden in einem koscheren Supermarkt, und an das Blut einer Polizistin.

Am Rand all dieser Gräber stehen viele Menschen, zu viele für eine Analysesitzung. Ich weiß nicht, wo ich anfangen, wie ich beschreiben soll, was uns widerfährt und was unser Verständnis übersteigt. Wenn man seiner Verwirrung Ausdruck verleihen will, benutzt man im Französischen manchmal diesen merkwürdigen Ausdruck: »Für mich klingt das hebräisch!«, als wäre diese Fremdsprache für alle noch ein bisschen fremder, noch weniger bezähmbar als andere. Beginnen wir also auf Hebräisch!

In dieser Sprache hat der Friedhof auf den ersten Blick einen ebenso absurden wie paradoxen Namen. Er heißt *haH'ayim*, »Haus des Lebens« oder »Haus der Lebenden«. Dabei geht es nicht darum, den Tod leugnen oder ihn